

Der verlorene Japaner

Der Filmemacher Erich Schmid porträtiert den Schriftsteller Adolf Muschg in einem subtilen Dokumentarfilm

ROMAN BUCHELI

Er kann die grauenvollsten Sätze sagen, ohne mit der Wimper zu zucken. Fast sieht man dann sogar die Andeutung eines Lächelns in seinen Mundwinkeln, als würde er vorsorglich um Entschuldigung bitten für das, was nun gleich kommt. Zum Beispiel: «Natürlich waren meine Eltern als gute Christen auch normale Antisemiten.» Oder einen Satz wie diesen: «Mein Grossvater war ein Haus tyrann. Und es ist möglich, dass er sich an seinen Töchtern vergriffen hat.» Auch an Adolf Muschgs Mutter. Es sei, so sagt er, einer der Gründe gewesen für ihre jahrelange Depression. Und dann sagt er noch einmal einen dieser Sätze: «Sie wurde mit Elektroschocks behandelt. Das war damals noch die ärztliche Kunst.»

Der Schweizer Filmemacher Erich Schmid («Meier 19», «Max Bill») hat einen Dokumentarfilm über Adolf Muschg gedreht. Er ist weniger ein Rückblick auf das literarische Schaffen des Schriftstellers als vor allem eine biografische Recherche. Dazu gehört auch

eine Kindheit mit dramatischen Wendungen. Adolf Muschg hat sich von den Traumata nie gelöst, er trägt sie mit sich herum. Ob er seinen Frieden damit gefunden hat, weiss vielleicht nicht einmal er selber. Wenn man ihm zuschaut, wie er davon erzählt, ahnt man, dass die Erinnerung ihn noch heute aufwühlt. Und es macht darum auch die Stärke dieses Films aus, dass die Kamera immer wieder lange auf Muschgs Gesicht bleibt. Die Tonspur verlängert sich dann ins Bild.

Die freundliche Boshaftigkeit

«Adolf Muschg – Der Andere» heisst der Film. Das klingt etwas pathetisch. Vermutlich wäre es mit Blick auf Muschgs Lebensgeschichte treffender gewesen und auch angemessener, für die filmische Umsetzung einen Titel wie «Adolf Muschg – Die Vielen» zu wählen. Denn davon erzählen Schmid's eindruckliche Bilder: Wie einer sich über die Jahre unentwegt verwandelt hat. Man glaubt Muschg aufs Wort, wenn er im Film wiederholt gegen das reduktionistische Iden-

titätsdenken anredet: «Wenn ich sage, ich bin, der ich bin, dann erkläre ich meine Entwicklung für abgeschlossen und bin entweder ein Idiot oder ein Gott.»

Der Film zeigt uns den Schriftsteller in seinem Laboratorium der Sprache, den Professor an der ETH Zürich oder den Präsidenten der Berliner Akademie der Künste, er zeigt uns den alten Mann, der sich an seine Mutter und den bigotten Vater erinnert. Oder er stellt uns den politisch engagierten Citoyen und Intellektuellen vor, unübertroffen in seiner Abgeklärtheit zum Beispiel im Fernsehgespräch mit Frank A. Meyer. Auf dessen Frage, ob ihm die Bezeichnung «linker Intellektueller» recht sei, schaut Muschg sein Gegenüber ruhig an, sagt dann ganz freundlich: «Wenn ich böse sein wollte, müsste ich sagen, wenn man nachzudenken beginnt, wird man offenbar links eingeordnet.» Muschg hat die Gabe zu solcher Präzision im Denken und Formulieren wie nur wenige.

Keine dieser Rollen waren Anmassungen. Muschg war und ist kein Spieler, er wirft in alles, was er macht, die ganze

Person. Er verwandelt sich. Als er von einem jugendlichen Erweckerlebnis erzählt, bezeichnet er es als den «Anfang meiner Abweichung». Es ist mehr als das: Es ist der Anfang seiner Suche nach sich selbst. Er sucht stets den, der er vielleicht einmal werden könnte.

Sehnsucht nach Herkunft

In seinem Fall handelt es sich um eine Rückkehr. Er ist der verlorene Japaner. Und (fast) alles, was er in seinem Leben unternommen hat, waren Reisen dorthin zurück. Es begann mit dem Kinderbuch seiner Halbschwester Elsa, die einige Zeit als Kindermädchen in Japan gelebt hatte. Sie und ihr Kinderbuch weckten seine Japan-Sehnsucht. «Das ist meine Lebensaufgabe, herauszufinden, wo ich eigentlich herkomme und wo ich stehe.» Der Film mit seinen langen Japan-Sequenzen lässt keinen Zweifel daran: Nie ist Muschg gelöster, befreiter, als wenn er in Japan ist.

Im Kino.

N 22 Neue Zürcher Zeitung 3. Juni 2022 Feuilleton Seite 30